



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Der Verfall des historischen Romans

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Der Verfall des historischen Romans



en reinen Typus des „verlorenen Sohnes“ kennen wir von Jugend auf aus der biblischen Parabel, den des „verstoßenen Sohnes“ hat Shakespeare in der Gestalt des jungen Edgar Gloster im „König Lear“ ergreifend dargestellt. Leider bringt es das Wesen der Welt mit sich, daß beide Typen selten ganz rein, dagegen unzähligemal gemischt erscheinen. Wenn auf litterarischem Gebiete mit kühner Personifikation der historische Roman bald der verlorne Sohn, bald der verstoßene Sohn der deutschen Dichtung der Gegenwart genannt wird, so fürchten wir, daß er in wunderbarer und wechselnder Mischung beide Söhne vorstellen kann. So wahr es sein mag, daß die launenvolle Ästhetik der „Moderne“ den historischen Roman auf Gründe hin verstoßt, die ungefähr so vollwichtig sind wie der gefälschte Brief, den der Bastard Edmund dem alten Gloster unterbreitet, und auf den hin Edgar ins Elend gejagt wird, so ist es doch nicht minder wahr, daß der historische Roman zuvor sinnlos ausgezogen ist, um sein Erbteil zu verschlemmen. Ob der neuere historische Roman mehr verdorbener und verlornener oder mehr verstoßener Sohn sei, ist schwer zu entscheiden. Aber in dem einen wie in dem andern Falle ist er darum noch nicht tot, der verlorne kann sich heimfinden, der verstoßene wieder zu Gnaden angenommen werden. Nur darf er, obwohl ihm Unrecht geschehen ist, seine eignen Sünden nicht beschönigen, und noch weniger darf es gerade die Kritik, die die Vorurteile der Mode nicht teilt, die den Verfall des historischen Romans beklagt, aber freilich durch die Thatsache allein, daß er noch zerlumpt im Lande umherzieht, nicht zu Freudenthränen bewegt werden kann.

Daß weniger historische Romane in Deutschland geschrieben werden als vor einem Jahrzehnt, wird kein Verständiger als ein Unglück beklagen. Wenn noch viel, viel weniger geschrieben würden, aber die wenigen gut, wenn die Dilettanten, Halbdilettanten und braven Schulmeister, die um die Wette diese lebensvolle, eigenartige, wirkungsreiche poetische Form mißverstehen, endlich einmal die Voraussetzungen und Forderungen des wahrhaft dichterischen historischen Romans begriffen, wenn sie begriffen, daß die Schöpfung eines echten historischen Romans eine der schwierigsten Aufgaben ist, und die Hand aus dem Spiel ließen, so wäre das ein wahres Glück. Zunächst geschieht das

Gegenteil. Der historische Roman erfüllt keine einzige der Bedingungen, ohne deren Erfüllung er ein wertloses Zwitterding bleibt, und wird nach wie vor, ja ausschließlicher denn je von untergeordneten Fähigkeiten für untergeordnete Zwecke benutzt. Bald dient er unausgegohrnen Tendenzen, bald unlebendiger Gelehrsamkeit zur Schale, bald muß er den anspruchsvollen Aufputz biederer Alltagsgeschichten abgeben, in denen die Engel hergebrachtermaßen weiß und die Teufel schwarz sind, bald wird er als Maske für schwindstüchtige Spät- und Nachromantik benutzt. Alles das ist Verfall der Gattung, aber noch nicht der schlimmste. Denn peinlicher als die bezeichneten Entartungen wirkt die Erscheinung, daß auch wahrhafte und berufne Talente, weil sie das Ringen mit der Größe eines Stoffes scheuen, weil sie daran verzagen, kühne und große Umrisse einer bedeutenden Erfindung von innen heraus zu beleben, oder — wie es wohl meist sein wird — weil sie dem Ritzel nicht widerstehen können, den Kreis ihrer Erfindung weit über die Grenzen ihrer Belebungs-kraft hinauszuspannen, tief unter dem bleiben, was man von ihnen verlangen und erwarten darf. Die letzten Monate haben uns Proben von jedem dieser verschiedenen Anzeichen eines unerfreulichen Niedergangs der ganzen Gattung gebracht.

Da ist zuerst der historische Tendenzroman, der lediglich geschrieben wird, um eine der Gegenwart angehörige Tendenz in geschichtliches Kostüm zu kleiden. Eine echte Probe davon erhalten wir in dem dreibändigen Roman von 1795 Nach der Sündflut von Oskar Myfing (Berlin, Otto Janke, 1896). Die geschichtlichen Vorgänge und Zustände, die ihm zum Hintergrunde dienen, werden nicht zum erstenmal in einer Erzählung dargestellt. Es handelt sich um die Zeit nach dem neunten Thermidor, dem Sturz Robespierres, um das erste Wiederaufleben der Hoffnung, der Sicherheit und menschenwürdiger Zustände in dem revolutionären Paris. In dem Sichaufrichten aus tiefster Verzweiflung, in dem Erwachen der zertretenen Lebenslust, der plötzlichen Rettung vieler zum Tode bestimmter Tausende lagen für die Erzähler so viele grundeinfache poetische Motive, daß nicht leicht jemand auf die entgegengesetzte Auffassung verfallen konnte, die Herrlichkeit des verschwundenen Schreckens zu beklagen und durch poetische Darstellung Sympathie für die Befiegten vom Thermidor zu erwecken. Am allerwenigsten schien dazu die Verschwörung des Gracchus Babeuf geeignet, deren brutaler Fanatismus nur durch die kindische Armseligkeit der Vorbereitung und Ausführung gemildert erscheint. Gleichwohl fühlt sich Oskar Myfing (Otto Mora), ein Schriftsteller, der nicht ohne Erzählertalent ist, und der trotz der äußerlich romanhaften, flüchtigen Komposition und des gelegentlichen Plakatstils stimmungsvolle Szenen und charakteristische Züge bietet, gedrungen, die verächtlichen Versuche, den toten Schrecken neu zu beleben, mit einem poetischen Heiligenschein zu verzieren. Die Hauptgestalten jenes Romans sind noch berauscht von dem Blutgeruch der verfloffenen

Schreckensjahre, der Gedanke, daß die Revolution zu Ende gehen soll, ist ihnen unerträglich. Der eigentliche Held, André Theurille, der zu Anfang beim Zusammentreffen mit seiner spätern Geliebten die Stirn zu der Frage hat: „Ihr sprecht von dem Blut, das vergossen ist. Ich frage euch: sind jene Toten schuldlos gestorben?“ handelt in diesem Sinne weiter, schließt sich der Verschwörung Babeufs an und würde die Republik in seinem Sinne herstellen und eine dauernde Herrschaft der Guillotine aufrichten, wenn nicht Frankreich todmüde wäre, wenn nicht der Schuß, den der exaltirte Jakobiner auf den General Bonaparte abfeuert, zufällig fehl ginge, wenn ihn nicht zuletzt das Weib, das sich für ihn geopfert, für ihn entwürdigt hat, in einem Irrtum der Eifersucht verriete. Zu Zeiten kommt dem energischen Blutmann freilich gegenüber dem Menschenfeind, mit dem er zu thun hat, ein Gefühl verächtlicher Ernüchterung. Aber er tröstet sich mit dem Gedanken, daß Babeufs Ideen ungefähr mit denen des ehernen St. Just zusammenstimmen. Und noch in seiner Todesstunde, als er sich angesichts des Zusammenbruchs der jakobinisch-kommunistischen Verschwörung und der ersten italienischen Siege und Triumphe des verhassten Bonaparte erschießt, durchwogen ihn wilde Zweifel und Zukunftsgedanken: „Wußte er wirklich, ob Gracchus Babeuf ein Narr oder ein Prophet gewesen war? Ob er nicht vielmehr der Märtyrer eines dunkeln, geheimnisvollen Evangeliums war, das noch niemand verstand, für das er sterben mußte, weil er es ausgesprochen hatte? War dies vielleicht nicht der richtige Moment gewesen? Oder er hatte nicht die richtigen Helfer gefunden?“ Denn freilich um das Evangelium der Abschaffung des individuellen Vermögens durchzuführen, „mußte man von neuem die Gesellschaft umpflügen mit Schwert und Feuer. Um diesen Bau aufzuführen, mußte man den tausenden von Köpfen, die schon gefallen waren, neue tausende hinzufügen. Und daran war Babeuf gescheitert. Niemand, auch er selbst nicht, hatte mehr die Energie, den letzten, den furchtbarsten Schritt der Revolution zu thun.“

Man sieht leicht, daß es diese wüsten Zukunftsphantasien sind, denen der ganze Roman gilt, die widrige Gestalt des Pariser Tribünen gehört schon seit langer Zeit zu den Heiligenbildern des sozialdemokratischen Bekenntnisses. Und so entspricht es den Lieblingsphantasien einer großen Partei der Gegenwart, Gracchus Babeuf und seine Genossen als Vorläufer einer künftigen Welterlösung zu feiern. Um dies auf dem Hintergrunde der Geschichte der Jahre 1795 und 1796 zu ermöglichen, muß die uralte Praxis der Tendenzdichtung wieder ausgeübt werden, laut deren man von der Weltkugel den Nord- und Südpol abschneidet und diese gegeneinander preßt, nachdem man alles, was in der Mitte lag, weggeworfen hat. So ist es spottleicht, den Schwelgereien und dem gewissenlosen Leichtfinn der Thermidorianer und Direktorialgrößen die raue Energie und Robespierresche Tugend der letzten Jakobiner gegenüberzustellen. Daß ganz Frankreich, das Leid und Elend von Millionen dazwischen liegt, daß

Bonaparte mit all seinem Egoismus und seinem kriegerischen Genie nichts erreicht haben würde, wenn er nicht zufällig begriffen hätte, daß die französische Nation um jeden, auch um den teuersten Preis von der Blutherrschaft der Schreckensmänner befreit sein wollte, braucht nur nebenhin, wie etwas zufälliges, unwesentliches angedeutet zu werden. Einmal sagt freilich der Schauspieler Talma: „Begrift doch, daß alle diese Menschen einen wahnsinnigen Durst haben zu genießen — daß sie sich wie vom Tode auferstanden fühlen. Denn wer das durchgemacht hat, was wir gelitten haben in den letzten Jahren, für den kann die Hölle nichts neues mehr bieten! Man hat uns ja alles genommen, erst den Gott und den König, dann das Leben, die Sonne, die Heiterkeit selbst. Und nun ist das wie ein allgemeiner Schrei nach diesem Leben, nach Farben, nach Musik!“ Doch in Wahrheit verlangten viele hunderttausende nicht einmal nach Farben und Musik, sondern — kläglich genug — nur nach der Möglichkeit, vom Henker unbedroht zu leben und zu arbeiten, zu freien und sich freien zu lassen. Und dieser Hintergrund, der in einem Roman von 1795, wenn er ein wirkliches Zeit- und Lebensbild und nicht eine Paraphrase der abgeleiteten Melodie von der Herrlichkeit des Schreckens sein will, unentbehrlich ist, fehlt hier, fehlt zu Gunsten einer ganz äußerlichen abenteuerlichen Spannung und wahrscheinlich in majorem gloriam künftiger Umpflügung mit Feuer und Schwert und des Falls von hunderttausenden von Köpfen.

Voll historischen Wissens und ungenügend verarbeiteten Materials stellt sich der historische Roman: Die Apostelfürsten von Henning van Horst (Wismar, Hinstorff, 1896) dar. Die Anlage ist nicht unbedeutend, und einer Schilderung des großen Doppelkampfes, der auf gegenwärtig deutschem Boden, von der Elbe bis zur Oder, zwischen Germanentum und Slawentum, zwischen Heidentum und Christentum im elften Jahrhundert stattfand, würde es nicht an innerer Größe fehlen, wenn sie Poesie, das heißt lebendige, fesselnde, überzeugende Wirklichkeit oder auch nur ein glänzendes, anziehendes Phantasiebild werden könnte. Die historischen Grundlinien zu diesem Roman, der die Schicksale des ehrgeizigen Erzbischofs Adalbert von Hamburg und Bremen und eines ihm im Kloster zum Freunde gewordenen Wendenfürsten Gottschalk in den Mittelpunkt rückt, finden sich im dritten Bande von Giesebrechts „Geschichte der deutschen Kaiserzeit.“ Einem aufmerksamen Leser dieser aus Chroniken und Urkunden geschöpften Berichte über das Scheitern der Pläne des Apostelfürsten Adalbert wird es nicht entgehen, daß die Zeichnung hier kaum über die flüchtigsten Umriffe hinauskommt und keine Farbe gewinnt. Wir wissen etwas von den wechselvollen Vorgängen des langen Kampfes wider das slawische Heidentum, wir kennen den Boden, auf dem es gestritten hat und überwunden worden ist. Aber wir wissen nichts oder so gut wie nichts (und alle Ausgrabungen alter Schmuckstücke, Waffen und Töpfe ändern hieran wenig) von dem Leben, dem Kulturstand, der Volksnatur der altslawischen Stämme, wir vermögen uns kein

deutliches Bild von den Zuständen zu machen, gegen die die deutsche Eroberung und die christliche Mission unablässig vorrückten. Die Aufgabe des Dichters wäre es, dies deutliche lebendige Bild aus den spärlichen Überlieferungen zu gewinnen, es würde so viel Arbeit kosten und von so zweifelhafter Echtheit werden, als z. B. in Flauberts karthagischem Roman „Salambo“ aufgewandt und erreicht ist. Aber hätte der Dichter das Zeug dazu gehabt, so wollten wir um die Ursprungsnachweise nicht rechten — es wäre doch ein Bild, es belebte doch ein Stück der Vergangenheit, das für uns völlig im Nebel liegt. Davon ist aber in den „Apostelfürsten“ nichts zu spüren. Die erzählten Vorgänge sind bunt, der geschichtliche Hintergrund ist mächtig genug; aber die Gestalten bleiben entweder undeutlich, oder es ist ihnen ein Seelenleben, eine Anschauung geliehen, die viel spätern Zeiten angehören, die Schilderungen sind ganz uncharakteristisch, und zwar treten uns die germanischen Sachsen kaum viel näher als die Wenden. Das Ganze ist fleißig, sorgfältig, ohne Lücken und Sprünge, aber auch ohne plastische Gestaltungskraft, ohne Frische der Phantasie ausgeführt, es will seiner Intention nach besseres sein als ein archäologischer Roman und ist nicht einmal ein solcher. Der Stil ist bis zum Unglaublichen abstrakt und uncharakteristisch, zwischen Erzbischof Adalbert und dem Wendenfürsten Godschalk giebt es „Differenzpunkte der Ansichten“ und hundert ähnliche Dinge.

Etwas frischer und belebter im Vortrag mutet uns der historische Roman: Der Zauber des Südens von A. Kleedehn an (Cöthen in Anhalt, 1897, Schriftenniederlage des evangelischen Vereinshauses), der — auch ein Stück Kaisergeschichte — in den Tagen Ottos des Großen spielt und die Werbung dieses Kaisers um die schöne Königin Adelheid und die Empörung seines Sohnes Liudolf zum Stoff hat. Im Grunde liegt der Vorzug dieses Versuchs vor den „Apostelfürsten“ lediglich in dem zarteren lyrischen Schmelz des Gefühlsausdrucks und in der klugen Beschränkung, die auf eine Einzelausführung aller Szenen Verzicht leistet und zwischen den ausgeführten vieles inzwischen Geschehene schlicht erzählt. In das Leben der geschilderten Zeit und in die Seelen der in Stolz und Zorn leidenschaftlich bewegten Menschen, die das Stück Geschichte spielen, das uns hier vorgeführt wird, sieht der Verfasser nicht viel tiefer hinein. Daß eine Schilderung dieser Zeit, ihre Belebung durch Motive, die eingehender auch uns verständlich sind, möglich ist, hat Scheffels „Ekkehard“ bewiesen. Wir sagen nicht, daß gerade der Pfad betreten werden müsse, der ihn zum Ziele geführt hat. Aber die Forderung einer stärkern und deutlichere Anschauung der Menschen, der Sitten, der Zustände bleibt bestehen.

Der kulturgeschichtliche Roman Corisande von Mauléon von Gertrud Weber (Cöthen, 1897, Schriftenniederlage des evangelischen Vereinshauses) ist nur eine „freie Bearbeitung“ nach einem französischen Original des Grafen

A. S. Salvandy. Es wäre nicht nötig gewesen, dies Stück Romantik aus dem Weltwinkel von Béarn und Navarra, aus dem man ehedem mit Vorliebe die Operntexte wählte, für deutsche Leser aufzufrischen. Wenn wir nur ahnen und vielleicht lernen sollen, „welche ungeahnten Wonnen großangelegte Seelen in dem Kampfe gegen widrige Schicksalswendungen und bei der Entdeckung über den Umfang ihrer Kräfte und die Macht ihres Willens empfinden,“ so giebt es geschichtliche Stoffe und Schicksale genug, die uns näher liegen und uns lebendiger ergreifen, als die Grandezza, der Hidalgotolz und das aufgebaußte Gefühl der Schwestern von Mauléon und ihrer spanisch-baskisch-französischen Kavaliers.

Daß es freilich der heimliche Boden und die Zeit allein nicht thun, zeigt der historische Roman aus der Reformationszeit: Um Glauben und Glück von Anton Dhorn (Chemnitz, 1896, L. Richters Verlag). Der Verfasser macht einen ehrlichen und wohlgemeinten Versuch, die chronikalischen Berichte über die späte Reformation in der Stadt Chemnitz und in dem herzoglichen Sachsen überhaupt mit einer Erfindung zu verbinden, die uns auf dem lokalen Boden seiner Erzählung und in den Sitten und Empfindungen der Lebenskreise heimlich machen soll, in denen die Geschichte vor sich geht. Die Handlung selbst hat einen ziemlich einfachen Verlauf, was kein Vorwurf wäre, wenn der rechte warme Odem einer Zeit voll heißer Kämpfe, schwerer Zweifel, gewaltigen Glaubens und kühner Thatkraft hindurchwehte, wenn die Charaktere von dem großen Zuge der Zeit erfaßt und getrieben wären. Wohl ist es wahr, daß auch solche Zeit die nüchternen Naturen nur mäßig ergreift und bewegt, und daß das Alltagsleben seinen Gang weiter geht; aber durch die Wiedergabe des schon unzähligemal Geschilderten, die Erneuerung von Figuren, die fast Typen geworden sind, wie die der italienischen Maskenkomödie, wird kein historischer Roman von wirklich dichterischem Gehalt hervorgebracht. Es sind hübsche Ansätze in Dhorns Erzählung, so der Charakter des Leinewebers Niklas Schmidt, den es unter die Prädikanten treibt, die Erzählung von der Aufführung des geistlichen Spiels „Der Sünder in Nöten,“ der letzte Kampf um das Fortbestehen oder die Aufhebung des Barfüßerklosters in Chemnitz und manches andre, aber daneben läuft, bis auf die üblichen Landsknechte, den überlieferten Mordbrenner, den Fahrenden und andre Füllfiguren, viel zu viel Konventionelles und Unbelebtes mit unter, die Rückwirkung der Reformation auf Leben und Wesen aller Einzelnen erreicht nicht entfernt die Unmittelbarkeit und Überzeugungskraft von Freytags „Markus König,“ der dem Verfasser wohl vorgeschwebt hat.

Mit ganz andern Ansprüchen als die bisher genannten Bücher tritt das jüngste Werk Wilhelm Zensens: Der Hohenstaufen Ausgang, Geschichte und Dichtung (Dresden und Leipzig, Carl Reißner, 1896) auf. Ja wir müssen fast um Verzeihung bitten, daß diese ernste und ernstgemeinte Dichtung, soweit

sie denn Dichtung ist, in der Reihe der hier aufgezählten mehr oder minder verfehlten Anläufe auch nur genannt wird. Daß es dem Dichter nicht an belebender, namentlich nicht an malerischer Phantasie fehlt, daß er sich in vergangene Tage zurückzuversetzen und ihnen das abzugewinnen versteht, was auch für uns noch Leben ist, das hat er wiederholt erwiesen, und wir haben es gebührend anerkannt. Auch wird kein Leser dieser „Hohenstaufen,“ der sich etwa nur den prächtigen, gefühls- und farbenfrischen Anfang des Buches, den Eintritt Manfrids von Temringen in Frankfurt, seine Erlebnisse im Hause zum Kranich und seine Verlobung mit Eckwinde Hartmuot und dann die letzte Szene der Heimkehr des fahrenden Ritters, nachdem alle Staufer dahingegangen sind, oder auch manche andre Episode vor Augen ruft, an der Möglichkeit zweifeln, daß der Dichter aus jedem Hauptteile seines aus Dichtung und Geschichte zusammen gewobnen Buches einen wirklichen historischen Roman hätte schaffen können. Auch die Möglichkeit, den weitgespannten Rahmen, der vom Tode Kaiser Friedrichs II. bis zur Hinrichtung Konradins reicht, mit vollem ausgereiften poetischem Leben zu erfüllen, läßt sich nicht in Abrede stellen. Aber Senses hat eben eine Zwitterform, die er Dichtung und Geschichte nennt, und in der die lebendige Darstellung nur die eine Hälfte bildet, der wirklichen Ausgestaltung seiner Erfindung zu einem großen epischen Werke vorgezogen. Der Grund hierfür liegt doch wohl darin, daß ein Roman, der über die Zeiten Konrads IV., Manfreds und Konradins hinweg spielt, die Geschehnisse König Enzios mit einschließt, dem Verfasser zu riesenhaft und allzusehr an „Amadis von Gaula“ oder den „Großen Cyrus“ erinnernd erschienen ist. Auch hat er vielleicht gemeint, die verbindenden historischen Relationen würden in dieser Knappheit und Schlichtheit eindringlicher wirken als ihre romanhafte Einkleidung. Wie sich aber seine „Hohenstaufen“ darstellen, hinterlassen sie den Eindruck, als ob der Verfasser ein geplantes großes episches Gedicht statt in Oktaven in Prosa ausgeführt hätte. Der historische Roman ist wieder um eine Zwittergattung reicher. Allerdings ist die Einschaltung bloß berichtender Teile eine alte Unart der historischen Romanschreiber. Aber zu einem Prinzip, zu einer besondern Abart ist die Mischung poetisch ausgeführter Teile und historischer Abrisse doch noch nicht erhoben worden. Auch beginnt die Gefahr nicht da, wo der Stümper, dem der poetische Atem ausgeht, in den Stil des Chronisten verfällt, sondern wo der Meister die geschlossene Form, die lebendige Verkörperung aufgibt und als berechtigt, ja vielleicht gar als einen Fortschritt erachtet. Und doch können Senses „Hohenstaufen“ wie alle halb ausgereiften Kunstwerke lediglich skizzenhaft anregend wirken. Das Beste an einer Skizze ist, daß sie über sich hinausweist und das Bild, das in ihr verborgen ist, ahnen läßt. Ähnlich empfinden wir gewissen Partien des Senseschen Werks gegenüber. Es ist völlig in die Hand des Dichters, des Künstlers überhaupt gegeben, wie weit er seinen Entwurf ausdehnen, wie eng er ihn zusammen-

ziehen will. Aber was im Umriß vorgezeichnet ist, ist seiner Willkür entrückt, verlangt Leben, muß zum Bilde werden, wenn wir nicht in die Barbarei einer aus lauter Fragmenten bestehenden Kunst zurückfallen sollen und wollen.

Auch auf den Stil des Buches hat der Wechsel von Geschichte und Dichtung den ungünstigsten Einfluß gehabt. Die Schreibweise Lessings neigt ohnehin zum Manierismus, geht aller schlichten Bestimmtheit des Ausdrucks aus dem Wege; hier wird durch das Bestreben, die Nüchternheit der Berichterstattung zu erhöhen, eine geschwollne und pretiöse poetisirende Prosa gezeitigt. Eine Probe für hundert: „Vom Sturm lag der hundertjährige Riesenbaum zer-  
schmettert und entwurzelt. Den Epigonen der »Sieben gegen Theben« war es einst gelungen, während den Ruhm ihrer Väter neu zu beleben, doch den Nachgebornen der großen schwäbischen Kaiser hatte ihr Ringen um die Märchen-  
krone der Schlange des Südens den Untergang gebracht. Richard von Corn-  
wallis auch jetzt zu den Toten legend, gebar zugleich die Zeit neues aus ihrem Schoß. Ein Kanonikus in Lyon, Tebaldo di Visconti, ward zum Papst er-  
hoben, setzte sich die weiße Tiara aufs Haupt, den Namen jenes Gregors annehmend, der einst hohnvoll vom Sölller zu Canossa auf den drunten im  
Büßerhemd von Schnee umstarrten deutschen Kaiser Heinrich den Vierten hinab-  
geblickt hatte. Doch nicht allein den Namen trug Gregor der Zehnte, auch  
das oberste Lebenswerk jenes Verwesers auf dem heiligen Stuhl, die Lähmung  
und Ertötung deutscher Geisteskraft nahm er schleunig wieder in Angriff. Nur  
verfluchte er keinen Kaiser, sondern segnete einen.“ Mit dem Auge läßt sich  
ja über dergleichen hingleiten; aber man versuche einmal in diesem Tone laut  
zu erzählen. Und Erzählung sollen doch Geschichte wie Dichtung, soll wenigstens  
der historische Roman bleiben.

Gewiß, der historische Roman ist auf dem besten oder vielmehr schlimmsten Wege, sein unverdientes Schicksal in ein verdientes zu wandeln. Wir vergessen nicht, daß, von manchem andern zu schweigen, erst vor ein paar Jahren Hans Hofmann den trefflichen Roman „Wider den Kurfürsten“ geschrieben hat, wissen auch recht gut, daß Unkraut und Ähren aus verschiedenen Wurzeln wachsen. Wenn aber das Unkraut so lustig und so wohlgepflegt wuchert, kommen die Ähren doch in Gefahr, zu verkümmern. Heute gilt wirklich vom historischen Roman Uhlands Rehrreim:

Naden, Nuß, vor allem aber  
Schwindelhaber, Dippelhaber!

